

Ein Buch der Wahrheit

Autor(en): **E. S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **12 (1917)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gleiche Arbeit — Gleicher Lohn.

Mehr wie je verlangen Zeit und Verhältnisse, daß die Frau, die Arbeitermutter, zufolge des allzu geringen Verdienstes des Vaters und der endlosen Teuerung vom häuslichen Herde fortgerissen wird in die Fabrik, zum Spetten oder sonst zu irgendeiner Erwerbsarbeit. Für die Arbeiterfrau gilt das Wort schon längst nicht mehr: Die Frau gehört ins Haus. Das Kapital begehrt unbarmherzig auch nach ihrer Arbeitskraft, um sie auszubeuten. Vor allem deshalb, weil sie um einen geringeren Lohn arbeitet wie der Mann.

Heute gibt es zahlreiche Frauen und Mütter, die am Schraubstock, an der Drehbank, ja selbst am Amboss stehen, um durch ihre Erwerbsarbeit das eigene Dasein und das ihrer Familie zu erleichtern. So müssen selbst noch indirekt Hilfe für den Krieg leisten. Dieser hat dem Kapital ganz gewaltige Machtmittel in die Hand gegeben, um aus der Frauenarbeit ungeheuren Profit herauszuholen. Die Frau, die oft genug gleiche schwere Arbeit wie der Mann verrichten muß, erhält in den meisten Fällen nur den halben Lohn wie er, oft noch weniger. Sie wird rücksichtslos vom profitgierigen Unternehmertum zur Lohnrücken in des eigenen Mannes gemacht.

Infolge des Umstandes, daß die Frau die gleichen Lebensmittelpreise wie der Mann zu bezahlen hat, soll sie auch das Recht haben, für gleiche Arbeit den gleichen Lohn wie der Mann zu erhalten. Der Weg, der zu diesem Ziele führt, ist überall eine starke Organisation. Denn einzig eine zielbewusste Arbeiterschaft kann die heutigen unhaltbaren Verhältnisse bessern. Das beweisen die an manchen Orten durchgeführten Bewegungen gegen die Teuerung, für Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit. Ein beredtes Beispiel dafür, was der Zusammenschluß der Frauen vermag, zeigen die Uhrenarbeiterinnen in der Westschweiz, die in großer Zahl dem Metall- und Uhrenarbeiterverband angehören. Ebenso haben unlängst die Textil- und Metallarbeiterinnen in Schottland bedeutende Erfolge errungen. Das alles lehrt, daß die Frau wie der Mann der politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisation sich anzuschließen und in ihr ihren Einfluß zu verwirklichen hat.

Magdalena Müller, Arbon.

Ein Buch der Wahrheit.

Als ich am Morgen des 1. August 1914 durch die Hallen des Hamburger Niesenbahnhofes eilte, vorbei an einer stummen Menschenmenge, welche die furchtbare Tatsache, daß der Krieg ausgebrochen, noch nicht fassen konnte, schlugen die Worte an mein Ohr: Nun werden wir erleben, was Wilhelm Ramszus in seinem Buch „Das Menschenschlachthaus“ geschildert hat. Und vor mir tauchten jene Bilder auf, in denen der Verfasser die Schrecken eines kommenden Krieges malt, dem alle Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Technik zu Dienste sind. Heute liegt nun das Buch eines österreichischen Schriftstellers vor mir, der als Offizier die Kämpfe an der Isonzofront mitmachte und dessen packend geschriebene, psychologisch feine Skizzen aus dem Erleben herausgeschaffen wurden und von dem großen Menschenschlachten ein so grauenvolles Bild geben, wie es Ramszus, der immer mit der Möglichkeit des Weltkrieges und seinen Schrecken gerechnet, auch nie hätte ahnen können. Das im Verlag von Rascher u. Cie. erschienene Buch „Menschen im Krieg“, das der Verfasser Freund und Feind gewidmet hat, ist ein furchtbarer Notruf von Menschen, die der Krieg aus ihrem Leben und Wirken herausgerissen zum großen Menschenmord, der sie körperlich und seelisch verstümmelt und zugrunde richtet. Zur harten Anklage unserer heutigen Gesellschaftsordnung werden die seelischen Konflikte jenes Hauptmanns, der von einer gereiften Menschlichkeit getragen und gezwungen ist, seine Landsturmkompanie auf den verlorenen Posten zu führen. „Er führte seine einfachen Leute, diese Maurer, Monteure, Landarbeiter, die zu Hause über ihren Werttag gebeugt, dahin

gelebt hatten, gegen italienische Maurer, Monteure und Landarbeiter. Sie gingen, leuchteten hinter ihm her; und er — er führte sie. Führte sie, gegen seinen Glauben, aus erbärmlicher Feigheit, und forderte von ihnen Mut und Todesverachtung. Er hatte sie beschwagt, hatte ihr Vertrauen mißbraucht, weil er eben lieber, für eine Lüge, vielleicht am Leben blieb, vielleicht doch noch heil aus dem Kriege heimkam, als sich für die Wahrheit, an die er glaubte, sicher füßeln zu lassen.“

In streng realistischer Weise zeigt der Verfasser das Grauen des Schlachtfeldes, den Eindruck, den die direkt von der Front kommenden Lazarettzüge in ihm hinterlassen. „Wie soll ich sie je verstehen, die Erinnerung an die Wolke von Scholl- und Blutgeruch, von Drachennüstern auf die fröhliche Wiege gelassen? Werde ich nicht ewig die endlosen Schlangen sehen, wie sie so träge herankrochen, als wären sie übersättigt mit Menschenfleisch? Aus hundert Fenstern bligten weiße Verbände, fixierten verglaste, stumpfe Augen, liegend, hockend, aufeinandergepfert, Leib an Leib, hingen sie wie blutige Dolden noch auf den Trittbrettern, als überquellender Reichtum an Schmerz und Not. Und die jämmerlichen Reste von Kraft und Jugend sahen mitleidig, jawohl, mitleidig auf unsern Zug.“ (Der zur Front geht, von der der Wutschrei geht: Menschenjagat!)

Voll Grauen und bitterer Ironie ist die Skizze „Helbentob“, wo ein totnunder Offizier in seinen Fieberphantasien plötzlich seinen Vurschen versteht, über dessen hurrapatriotischen Floskeln und wilde Kriegsbegeisterung er sich so oft geärgert. Eine Granate hat dem unglücklichen Jungen den Kopf vom Rumpfe getrennt, an Stelle des Kopfes saß nach dem Einschlagen des Geschosses die schwarze Grammophonplatte, die unmittelbar vorher im Schützengraben ihre Weisen ertönen ließ. Und jetzt im wirren Fiebertraum kommt der Offizier plötzlich dahinter, daß dem Kadetten gleich bei seinem Einrücken in die Batterie der Kopf weggenommen worden sei und ersetzt durch eine Grammophonplatte, die nichts verstand, als nur den Nationalmarsch zu spielen. „Mit der schlagen, runden Scheibe, die man ihm aufgesetzt, konnte er natürlich nicht begreifen, daß die italienischen Soldaten, die zerfetzt und blutig an der Batterie vorbeigeführt wurden, auch vielleicht zu Hause geblieben wären, wenn nicht ein Plakat an der Straßenecke sie genau so gezwungen hätte alles stehen und liegen zu lassen, wie die Mobilmachung in Ungarn die ungarischen Kanoniere.“ Darum hatte der Junge immer und immer wieder nur den stereotypen Satz gemurmelt: „Totgeschlagen soll man die Hundel!“ Ist nicht in dieser Skizze eine harte Anklage gegen die hurrapatriotische Jugenderziehung mit ihrer Rassenüberhebung, von der nur ein kleiner Schritt ist zum Rassenhaß?

Am bittersten wird der Verfasser wohl in der Skizze „Der Sieger“, die uns einen siegreichen, kommandierenden General in seinem Standquartier hinter der Front zeigt beim musikalischen Nachmittagskaffee, wo man sich unterhält über die segensreichen Wirkungen des Krieges und die Friedensbestrebungen aus nacktem Egoismus lächerlich zu machen sucht. Daß die elegante frohe Gesellschaft in keiner Weise unangenehm an die Schattenseiten des Krieges erinnert wird, dafür hatte der fürsorgliche General gesorgt, indem er dem Garnisonschefarzt bedeutete, daß alles, was Verbände trägt, verstümmelt ist oder sonstwie geeignet erscheint, depressierend auf die allgemeine Kriegsbegeisterung einzuwirken, künftighin in den Spitälern konfigniert werde. „Wer krank ist, gehört ins Bett und wer sich genügend kräftig fühlt, in die Stadt zu gehen und im Kaffeehaus zu sitzen, der melde sich an die Front zurück, wohin die Pflicht ihn ruft. So sitzt man denn wohligh und geborgen am Kaffeetisch. „In allen Tatsachen flammte das Gespräch auf, wurde die segensreiche Wirkung des Krieges abgewandelt, ergingen die Spätmacher sich in witzigen Bemerkungen über das Schreibergezwäg der Friedensfreunde. Nicht ein einziger saß in der Gesellschaft, dem der Krieg nicht wenigstens zwei Auszeichnungen gebracht, materielle Sorglosigkeit und eine herrschaftliche Lebensführung wie sie in Friedenszeiten nur viel beneideten Geldmagnaten beschieden ist. Der Krieg trug in diesem Kreise die Maske Knecht Rupprechts einen Sack voll guter Gaben auf dem Rücken und eine Anweisung auf glänzende Karriere in der Hand.“ Friedensgedanken tauchen als Schreckensgespenster auf in diesen Kreisen, die sich erst dann wieder verschlucken, wo von der Front her, über die man sich in verhängnisvollen Phrasen ergeht, beruhigendes Trommelfeuer ertönt — — — „Front“ — „Feind“ — „Helbentob“ — „Sieg“ — mit hängender Zunge und rollenden Augen rasen die Kücher durch die Welt.

Millionen, die man vorsorglich gegen Typhus, Pocken, Cholera geimpft, heßt ihr bis in Raserei! Millionen werden in

Büge gepfercht — hüben und drüben, — fahren singend einander entgegen, — und hacken, stechen, schießen auf einander los, sprengen sich gegenseitig in die Luft, geben ihr Fleisch und ihre Knochen her für den blutigen Brei, aus dem der Friedensfuchsen gebacken werden soll für jene Glücklichen, die ihre Hals- und Rindshäute für 100 Prozent dem Vaterlande opfern, statt die eigene Haut auf den Markt zu tragen. Der Verfasser erkennt mit scharfem Blick die wirtschaftlichen Ursachen des Weltkrieges und weiß, daß die großen Kriegsgewinne eine Haupthemmung für die Friedensbestrebungen bedeuten. Hier den Beschützer spielen, sich die Taschen vollstopfen und die andern sterben schicken, ist bequem. Der eine geht hinaus, läßt sich den Schädel kaputt schlagen, der andere bleibt schön daheim und tapagiert sein Schloß mit Tausendkronenscheinen.

Unerbittliche, blutige Wahrheit gibt das Buch, schildert es das Leben an der Front, spricht es vom Schieben, Treiben hinter der Front. Und eine harte, furchtbare Anklage erhebt dies Buch der Wahrheit uns Frauen. Davon später! E. S.

Am der Gegaufmaschine.

Frau Weber sitzt zu meiner Linken an der Gegaufmaschine. Sie näht wie ich „Röchi“-Jäume, Hohlstücke, zwischen zwei Verbindungsnähte oder als Bierabschluß an Krügen, Kermel, Volants und dergleichen. Sie ist Witwe und hat einen zwölfjährigen Bub. Ihre Gestalt ist hochgewachsen und abgezehrt. Sie sieht viel älter aus, als sie in Wirklichkeit ist. Sonst ist sie eine gute, wackere Frau. „Immer schaffen, schaffen,“ ist ihr Lösungswort. Den ganzen Tag, von früh morgens bis spät in die Nacht hinein. Immer schaffen, schaffen. Manchmal spricht sie die Worte nur so vor sich hin. Wie sie wieder unversehens ihrem Mund entklimpfen, wende ich mich fragend an sie:

„Frau Weber! Was haben Sie denn heute so viel zu schaffen gehabt?“

„Ja, wenn Sie's wissen wollen. Um 5 Uhr mußte ich aufstehen und Treppen putzen. Das mache ich jeden Tag. Dann geht's ins Geschäft, und heute konnte ich nicht einmal das Frühstück zu mir nehmen.“

Vor 12 Uhr hat Frau Weber die Direktrice gebeten, sie früher zu entlassen. Sie habe Wäsche im Wasser und während der Mittagszeit müsse sie die noch spülen und aufhängen, da die Sonne heute so schön scheine.

Um 2 Uhr pünktlich ist sie wieder an ihrem Plaz. „Ach, so viel Arbeit!“ höre ich wieder von der linken Seite. „Am Abend muß ich dem Bub sein Gosen flicken und noch so manch anderes tun. Gestern bin ich erst um 11 Uhr schlafen gegangen und heute wird's wieder spät. Immer nur schaffen, schaffen!“

Frau Weber ist eine tüchtige Hausfrau, sie duldet absolut keinen Staub, keine Unordnung. Sie kann sich nicht genug tun im Reinemachen. Und wenn der Tag nochmals so viele Stunden hätte, würde sie keine Hand ruhen lassen.

Wieder wende ich mich fragend an sie:

„Frau Weber! Wollten Sie nicht mit uns Sonntags einen Ausflug machen? Wir Arbeiterinnen an unserem Tische möchten alle zusammen einmal einen schönen Tag verbringen.“

„Ach, ich würde ja gewiß gerne mitkommen,“ tönt es zurück, aber ich habe keine Zeit. Gerade nächsten Samstag muß ich bis spät in die Nacht hinein arbeiten, dann bin ich am Sonntag müde für einen Spaziergang.“

„Eine kleine Zerstreuung würde Ihnen aber gut tun. Sie sehen so schlecht aus. Sie sagten doch selbst, es falle Ihnen so schwer, zu schaffen ohne Unterlaß.“

„D ja, das Leben ist bitter. Es bringt einem nichts als Arbeit und Sorgen genug, wenn man noch einen Bub hat.“

„Gerade feinewegen sollten Sie doch mitkommen. Welche Freude für ihn, wenn er einmal nach Herzenslust in der freien Luft herumspringen und mit andern Kindern durch Wald und Feld streifen kann.“

„Sparen Sie nur die schönen Worte, die nützen mir doch nichts. Die Arbeit geht allem vor, wenn man ehrlich

leben und nicht verhungern will. Mir und meinem Bub hilft ja doch niemand, wenn wir nichts zu beißen haben.“

„Oho, Frau Weber! So schlimm steht's denn doch nicht. Haben Sie noch nie etwas vom Schneiderverband gehört? Auch nichts davon, daß er um Leuerungszulagen und Lohn-erhöhungen bei den verschiedenen Geschäften einkommt?“

„Ja, das wäre schon gut, so was könnte man jetzt in der Kriegszeit gut gebrauchen.“

„Nicht wahr? Aber so leicht geht das nicht, Frau Weber. Da müssen eben alle mithelfen. Sie auch! Sie müssen unserem Verein, der Gewerkschaft, beitreten. Sie müssen sich organisieren. Dann erst, wenn alle zu einander halten, ist uns ein voller Erfolg sicher.“

„Was sagen Sie? Ich mich organisieren? Alles andere, nur das nicht.“

„Glauben Sie vielleicht, Frau Weber, die gebratenen Tauben fliegen einem nur so umsonst in den Mund?“

Mit Frau Weber ist für heute nicht mehr gut reden. Sobald sie nur das Wort Organisation hört, wird sie ungehalten. Die taue nichts für die Frauen.

Doch diesmal lasse ich mich von ihr nicht so ohne weiteres abtrumpfen. „Nur ein einziges Mal,“ dringe ich in sie ein, „sollten Sie in unsere Versammlung kommen. Und zwar heute abend. Da werden noch viele andere Frauen hingehen, die auch so geplagt sind wie Sie. Die werden manches zu erzählen wissen, was sie tagtäglich in den Zeiten der Kriegsnot durchmachen müssen. Gegen diese Leiden gilt es sich zu wappnen. Nicht mit Schelten und Fluchen. Die bringen einen nicht weit. Viel nützlicher sind gute praktische Gedanken, die sich in die Wirklichkeit, in die Tat umsetzen lassen.“

Frau Weber ist doch etwas nachdenklich geworden. In ihrem scharfgeschnittenen Gesichte kommen und gehen Lichter und Schatten. Manchmal zuckt's wie ein Wetterleuchten darüber hin. Es ist, wie wenn sie in einem harten inneren Kampfe läge...

In die Versammlung ist sie nicht gekommen. Für diesmal hatte sie noch keine Zeit. Es wird noch ein hartes Stück Arbeit sein, sie für unsere Sache zu gewinnen. Doch steter Tropfen höhlt den Stein. Auch wir andern sind nicht von heute auf morgen sehend geworden. Nun will ich's mit der „Vorkämpferin“ versuchen. Einige Artikel darin werde ich didrot anstreichen und dazu schreiben: Etwas zum Nachdenken, gerade für Sie, Frau Weber! Das wird ihre Neugierde und ihren Widerspruchgeist reizen. Ich werde wieder und wieder zu ihr hingehen und schließlich — das weiß ich heute schon — wird sie aus lauter Gwunder endlich doch an eine unserer Versammlungen kommen. Und noch eines glaube ich bestimmt zu wissen: Daß sie bald zu unseren eifrigsten und opferfreudigsten Mitgliedern gehören wird.

Bücherschau.

Kinderland. Die immer rührige „Freie Jugend“ gibt unter diesem Titel ein Kinderbuch heraus, passend für die Kleinen, die gerade zu lesen beginnen, bis zum Alter von 13 Jahren. Da es unsern Proletriereltern schwer fällt, in diesem das Budget so überaus schwer belastenden Jahre für ihre Kinder mehr wie ein Buch zu kaufen, begrüßen wir das Sammelbändchen ganz besonders, und umso mehr noch, da es wertvolle Beiträge der verschiedenen Jugendschriftsteller enthalten soll. Das Buch kostet einzeln bezogen Fr. 1.50, in Partien Fr. 1.20. Zu beziehen durch die Buchhandlung Freie Jugend, Bäckerstraße 20, Zürich.

Es ist schon so, auch eine Buchhandlung hat sich die Freie Jugend eingerichtet; wir bitten die Leser, ihren Bedarf in Büchern jeder Art bei unseren Jügendlichen decken zu wollen. Sie bemüht sich, gute Literatur zu vorteilhaften Preisen zu vermitteln. Im Anschluß daran machen wir auf die von der sozialdemokratischen Partei herausgegebene Broschüre von E. Reinhart aufmerksam: „Was sollen wir lesen?“ Im Anhang der Broschüre finden wir ein Verzeichnis empfehlenswerter Bücher und Schriften. Preis der Broschüre 5 Cts. in Partien bezogen.
